[Beilage – aus diesem Briefe ist Anm. 62 entnommen] [zu Bd. II] S. 147 252 1.

Ew. Excellenz

habe ich die Ehre, diejenigen Stellen sanskritischer Literaturwerke unter den von Ihrer Güte mir vorgelegten zu bezeichnen, welche das indische Naturgefühl auf die ausdrucksvollste Weise mir zu bekunden scheinen. Ich würde auch "vollständige" sagen, wenn ich mir erlauben dürfte, einige wenige hinzuzufügen und wenn Sie den folgenden Bemerkungen über das indische Naturgefühl die Freiheit gewähren, diese Ansicht zu rechtfertigen, indem ich in ihnen den innern Zusammenhang angeben möchte, welchen die Schöpfungen indischer Dichtung durch den Charakter des Volkes und an den verschiedenen Stufen seiner Entwickelung finden.

Unter allen Einflüssen, welche die geistige Entwickelung des indischen Volkes erfahren, ist, wie ich glaube, derjenige der erste und wichtigste, welchen die reiche Natur des Landes auf sie geübt hat. Das tiefste Naturgefühl ist zu allen Zeiten der Grundzug des indischen Geistes gewesen; es offenbart sich in der Dichtung, wie in der Wissenschaft dieses Volkes und bleibt der zuverlässigste Führer durch die vielfachen Erscheinungen seines geistigen Lebens. Hat bei dem Studium des indischen Alterthums das Gemüth in seiner Tiefe empfunden, wie sehr die Natur im Innern den Menschen erfüllt, wie sehr sie das Glück seines Lebens gebildet, dann

ist dem Urtheile nun gewiß kein Zweifel über den ästhetischen Maßstab, den es an die Dichtungsweise dieses Landes legen muß, und für diesen einzigen Maßstab halte ich die Weise, in welcher sie den Eindruck, den die Natur auf den Geist des Menschen hervorgebracht hat, äußern. Er giebt die Möglichkeit den Fortgang des indischen Geistes zu verfolgen und den Mittelpunkt festzuhalten, nach welchem die Andern desselben beständig hinstreben.

Drei Epochen lassen sich mit Bezug auf die Weise, in welcher sich das indische Naturgefühl offenbart, unterscheiden. Jede derselben hat ihren bestimmten, im Leben und in der Tendenz des Volkes begründeten Charakter; und so sehr herrscht, innerhalb jeder, Gleichheit der Erscheinung, daß man sie beinahe benennen könnte, die fast dreitausendjährige Thätigkeit der indischen Phantasie zu bezeichnen.

Die erste Epoche des indischen Naturgefühls offenbaren die Vedas, und zwar erlaubt die Vergleichung derselben unter einander und die beträchtliche mit ihren Hymnen zu sagen, daß sie im Rigveda ihre Vollendung finden, da dieser Veda die drei anderen entweder ganz oder nach ihren hauptsächlichsten Theilen in sich faßt und sie selbst nur später zu den Zwecken einer äußeren Verehrung aus ihm herausgestellt wurden. Das erste und heiligste Denkmal der indischen Culturwelt offenbart schon, daß es ein Volk sich gesetzt, welches vom Boden der Natur aus seine Entwicklung

nehmen wird. Die Verehrung der Natur ist, wie dies auch bei andern Völkern der Fall ist, der Beginn des Glaubens in Indien; sie hat aber hier die besondere Bestimmtheit, daß der Mensch sie stets in ihrem tiefsten Zusammenhange mit seinem eigenen äußeren und innern Leben auffaßt. Die Anrufung der himmlischen Mächte ist deshalb nicht blos Beschreibung ihrer übergewaltigen Majestät, sondern vielmehr Schilderung ihres Einflusses auf Leib und Gemüth, auf den irdischen Boden und häusliche Zustände. Wird der Segen der himmlischen Mächte, die Gewährung von Nahrung, von materiellen Gütern erbeten, so knüpfen diese Wünsche auf dem [illegible] an die Heiligkeit der Natur und auf dem [illegible] des Menschen mit ihr. Die Sprache ist aus demselben Grunde nicht blos die der Verehrung, sondern die der tiefsten Ehrfurcht d. h. eine einfache und gebundene; denn sie verrichtet nur das Bedürfniß eines Gebetes, welches in seiner Fülle nur den Ausdruck verlangen wird und bemüht, den gleichen Ton wie Gemüthe des Nächsten anzustimmen, entfernt davon ist, auf äußern Effect bedacht zu sein. Dahin gehören z. B.

a) = die Schilderungen der Morgenröthe (Rigveda-Sanhitâ ed. Rosen 1838. hymn. XLVI. p. 88; hymn. XLVIII. p. 92; hymn. XCII. p. 184. hymn. ~~XCIII~~ CXIII. p. 233.)

b) und die der „goldhändigen" Sonne (ibid. hymn. XXII. p. 31; hymn. XXXV. p. 65.)

Die indische Natur findet noch nicht ihre Berechtigung, denn um den Einfluß der Pflanzen- und Thierwelt auf den Menschen in seiner ganzen Macht zu erkennen, bedurfte es einer schon größeren Naturkenntniß, als sie in dieser Periode vorhanden ist.

Wesentlich verschieden ist das indische Naturgefühl in der zweiten Periode, die sich am füglichsten die Tendenzperiode nennen läßt. Diese hat nämlich den Zweck, eine populäre Mythologie zu schaffen, die den gemüthlichen, der Urzeit entstammenden Familien festlichen Sagen der Vedas ausgebildeten und mit historischen Ereignissen, die in das Reich der Mythe erhoben wurden, zu verweben. Es fallen in sie vornehmlich die beiden großen Heldengedichte, das Ramayana und das Mahabharata, so wie die für das Verständniß des Naturgefühls weniger wichtigen gnomischen Poesien. Das Ramayana ist dem reinen, oben bezeichneten Zwecke vorzugsweise treu geblieben, das Mahabharata, welches jünger, hat mit ihm noch den andern wesentlich verbunden, die Brahmanencaste unter den vieren, welche die Verfassung Indiens constituiren, zu der ausschließlichen zu machen. Darum ist jenes auch das schönere und an Naturgefühl reichere, denn es ist auf dem Boden der Poesie geblieben und nicht genöthigt gewesen, Elemente, die diesem fremd und widersprechend sind, in seinen Bereich aufzunehmen. In diesem Sinne hat die Natur an der Geschichte des Mythos einen

Naturbeschreibung finden mussten und zwar eine um so <u>mächtigere, als</u> die Geschichte selbst der Hauptzweck ist. Sie ist nicht mehr, wie in den Vedas, das ganze Gemälde, sondern nur ein Theil desselben. Aber indem der Grundzug des indischen Geistes sich geltend macht, so entsteht jene schöne Harmonie zwischen Natur und Geschichte, welche dem europäischen Gefühle das Ramayana und diejenigen Stellen des Mahabharata, welche sich auf dem Gebiete der Sagen befinden als die schönsten Erzeugnisse der indischen Phantasie erscheinen lässt. <u>Zwei</u> Punkte unterscheiden die Auffassung der Natur in diesen Epen wesentlich von derjenigen, welche die Vedas darbieten – des Abstandes in der Form nicht zu gedenken, welcher die Sprache der Anrufung von der der Erzählung trennt. Der eine ist die <u>Localisirung der Natur</u>schilderung; der andere, mit ihr nahe verbundene, der Inhalt, um den sich das Naturgefühl bereichert.

Das Leben des Firmamentes knüpften die Vedas nur selten an eine bestimmte Gegend, so dass sich nur durch Vermuthung die Scene angeben lässt, auf welcher es die heiligen Weisen begeisterte. Die Sage, und zumal die historische, musste es dagegen mit sich bringen, dass die Beschreibung bestimmter Oertlichkeiten an die Stelle der allgemeinen Naturschilderung tritt. Im Ramayana sowohl, als im Mahabharata folgen wir den Helden der Mythen in Gegenden, die sich genau erkennen lassen

*) = z. B. Ramayana ed. Schlegel, das erste Buch oder Bâlakânda, und das zweite oder Ayodhyâkânda

Die Natur besondert sich daher in der Beschreibung und gewinnt an Interesse.
Die Handlung gewährt ihr zwar nicht die Breite, welche sie in dem
Veda einnimmt, aber es versucht sich überall, wo es nur möglich ist,
das rege Bewußtsein des indischen Dichters, sei es Valmiki, der die Thaten
Rama's besingt, seien es die Schöpfer des Mahabharata, welche die Sage unter
dem Gesammtnamen Vyasa zusammenfaßt. Das Naturgefühl überwältigt
sie in der Erzählung nur in seinem Maße, welches an der Tiefe desselben
keinen Zweifel läßt.

Die Reise Rama's von Ayodhya, der Hauptstadt Daçaratha's nach der
Residenzstadt Janaka's, sein Leben im Walde, sein Aufbruch nach
Lankâ (Ceylon), wo der wilde Râvana, der Räuber seiner Gattin Sita
haust, bieten, wie das Leben der Panduiden im Walde, dem Dichter
Gelegenheit, dem nächtern gleichen Triebe des indischen Gemüthes zu folgen und
an die Erzählung der Heldenthaten die Schilderungen der reichen Natur zu
knüpfen, die sich nach dem Wechsel der Gegenden in immer neuer Pracht
entfaltet. An der Localisirung der Naturschilderung dürfen die genannten
Dichtungen gewiß nicht zweifeln; sie ist, wie ich glaube, auch da
vorhanden, wo es sich nur scheinbar um Allgemeineres, wie um die
Beschreibung von Einsiedeleien, Bergen und Wäldern handelt; denn der Vergleich
der Scenen, die uns der Dichter z. B. in

= Nalus (ed. Bopp. 1832) Gesang XII v. 1–10

und Ramayana (ed. Schlegel) = lib. I. cap. XXVI. v. 13–15 und cap. ~~XL~~ v. 33–36.
= " II. cap. ~~XCXIV~~ (die Beschreibung des Berges Chitrakûta)
" II. cap. LVI. v. 6–11.

verführen, erlaubt bei einer andern sich begründeten Eigenthümlichkeit des indischen Charakters, der Genauigkeit in der Beschreibung, wohl kaum die Annahme, daß die Phantasie ein beliebiges Pflanzen- und Thierreich und zwar jedesmal ein wechselndes an jene Stellen gezaubert.

Der zweite Punkt, in welchem sich diese Epoche des indischen Alterthums von der ersten mit Bezug auf das Naturgefühl unterscheidet, betrifft den Inhalt. Es ist nicht mehr, wie in den Veda's, blos die Erscheinung der himmlischen Mächte, es umfaßt nothwendig die ganze Natur, Himmel und Erde. Und die Erde ist es besonders, welche den Dichter beschäftigt, die Welt der Pflanzen und Thiere in ihrer ganzen Fülle und in ihrem Einfluß auf das Gemüth des Menschen. Die Tiefe des Naturgefühls verräth sich hier in dem Bedürfniß der genauen, alle Einzelheiten umfassenden Beschreibung und in dem Gleichnisse, welches da das Gefühl befriedigt, wo die Beschreibung keine Stelle findet, aber nicht minder die feinvollste und innigste Auffassung der Natur bekundet. Genauigkeit der Beschreibung und Streben nach Gleichniß sind, wie das Naturgefühl selbst, aus dem sie erwachsen, von dieser Epoche an eine der bedeutsamsten Eigenthümlichkeiten des indischen Geistes geblieben. Das letztere bricht schon in den Vedahymnen, aber kein wahres, poetisches Wesen und eine reiche Quelle von asiatischer Erfahrung bekundendes gewinnt es erst in der epischen Zeit. Beispiele von solchen Gleichnissen enthält fast jede

Seite der indischen Dichtung, so wie die Genauigkeit der Beschreibung, von welcher die oben angeführten Stellen zeugen, niemals mangelt, wo der äußere [?] seinen Helden Ruhe zum Genuß der Natur gestattet.

Hat diese zweite Phase Handlung in die indische Dichtung gebracht, so gewährt sie also gleichzeitig den Eindruck, daß das Naturgefühl, wenn vielleicht nicht tiefer, als in den Veda's, doch in seinem Inhalte reicher geworden ist. Das Waldleben der Einsiedler hat auch noch seine größte Weite (wie das erste und zweite Buch des Ramayana zeigen) und die socialen Verhältnisse üben noch nicht ihren feindlichen Einfluß. Beweisen die Fragen welche die Ankömmlinge stets an den Eremiten richten, nachdem sie um Kunde von seiner Gesundheit und dem Gedeihen der religiösen Handlungen gebeten, fragen, ob sich „seine Bäume, seine Vögel und Thiere des Wohlseins erfreuen" (wie z. B.

bleibt weg Ramayana (ed. Schlegel) lib. I. cap. LII. v. 5.
" " " II. " XC. v. 8.)

nicht ebenso sehr, daß der Mensch sich mit der ihn umgebenden Natur identificirte, als die schöne Erzählung im Anfange des Ramayana (cap. II), welche das Entstehen des Çloka erklärt, indem sie ihm die Form beilegt [?], welche der Schmerz des Dichters über die Erlegung eines Krauñchavogels und die Verwaisung seines Weibchens annimmt? denn die Wahl dieses Versmaßes soll eben darauf beruhen, daß aus dem natürlichen Mitgefühl,

dem Mitleben mit der Natur die schönste Form des Ausdrucks entstehen musste.

Mit dem Abschluss der epischen Periode verzichtet das Naturgefühl auf die plastische Form des Ausdrucks, die es im Râmâyana und Mahâbhârata der Nothwendigkeit dankt, dass die Empfindung durch die Handlung der Geschichte ihre Beschränkung findet. In der dritten Periode d. h. in der nachfolgenden poetischen Literatur (die Purânas ausgenommen, welche die Aufgabe haben, das religiöse Element im Geiste der Veden fortzubilden) hat die Natur die alleinige Herrschaft; die Phantasie des Dichters ist nur schöpferisch in der Naturbeschreibung, indem sie sich begnügt, den Stoff der Handlung, wenn ein solcher vorhanden, den Epen zu entlehnen. Nur wenige Ausnahmen, wie z. B. das Drama Mrichchhakati, erlauben von der Erfindung einer neuen Handlung zu sprechen, aber auch sie theilen, in Hinsicht des Naturgefühls, den allgemeinen Charakter dieser Periode, welcher sich an zwei Wahrzeichen besonders erkennen lässt: der jedes Detail der Natur erschöpfenden Beschreibung und der Steigerung des Naturgefühls durch die Macht der Liebe. Beide Wahrzeichen sind zwar im Keime schon in den beiden grossen Epen vorhanden, aber sie treten nicht mit besonderer Bestimmtheit hervor und machen sich noch weniger auf Kosten des andern Stoffes geltend.

In dieser Epoche nimmt die Beschreibung der Natur die Form einer tieferen und gehobenen Beobachtung an, und die Angabe der Oertlichkeit beschränkt sich nicht mehr auf den äusseren Umriss, der dem Leser gestattet sich zu erkennen, sondern ergeht sich in jeder Einzelheit, entlehnt dieser auch den Character der besonderen Bestimmtheit.

Unter den von Ew. Excellenz mir angegebenen Werken möchte ich zunächst als Beispiel „das Bhattikavya d. i. das Gedicht von Bhatti“ erwähnen, welches für eins der fünf großen Gedichte dieser Epoche gilt und, gleich dem Ramayana, die Thaten des Rama zu seinem Gegenstand hat. (Den Umstand will ich mit Stillschweigen übergehen, dass sein hauptsächlicher Zweck der grammatische ist, die seltneren Wort- und Sprachformen zusammenzustellen). Ist dieses Gedicht seinem Kunstwerthe nach dem [illegible] schon kaum vergleichbar, so unterscheidet es sich von diesem noch um so mehr durch das Streben, die Naturbeschreibung der Handlung überzuordnen, durch die Vorliebe des Dichters für die Beschränkung des Naturgefühls. Die Beschreibung der Gegenden, in welche Rama zieht, nachdem er seine Heimath Ayodhyâ verlassen, um zu Janaka zu reisen, die des Herbstes, der Wälder, der Seen und Flüsse, der Nacht

d) e) und des Morgens (Bhatti Kâvya; Calc. I. p. 44 ff.; zweiter Gesang); die Schilderung des Waldlebens während seiner Verbannung (ib. siebenter Gesang p. 432 ff.)

die der Rückkehr des ihm verbündeten Affenkönigs Hanumat, nachdem dieser den Lustwald Ravanas zerstört hat; die Beschreibung des Meeres, seines Gesta-

e) des, der mondhellen Nacht (ib. zehnter Gesang p. 715 ff.), des Morgenan-

e) bruches in Lanka (ib. elfter Gesang p. 814 ff.), die der Berge (ibid. II. p. 77 ff. dreizehnter Gesang) und viele andere Schilderungen in demselben Gedichte könnten schon ein Bild von der Weise liefern, in welcher das Naturgefühl dieser Epoche sich offenbart.

das Çiçupâlabadha von Magha, ein anderes der sogenannten großen Gedichte, gewährt denselben Eindruck; die Beschreibung des Abends und Morgens im

f) neunten und elften Gesange (Çiçupalabadha. Calcutta p. 298 ff. u. 372 ff.), von welcher Schütz am Ende seiner „fünf Gesänge des Bhattikavya" eine wort-getreue Uebersetzung giebt, liefern ein Beispiel. Und wie groß ist nicht der Unterschied zwischen diesen Schilderungen und der einfachen Weise, in welcher Viçvamitra seinen Zögling Râma, mit dem er sich am Ufer des Çona befindet

g) (Ramayana ed. Schlegel lib. I. cap. 35. v. 15–18)

auf die anbrechende Nacht aufmerksam macht, indem er von „den unbeweglichen Bäumen, von dem Walde der Sterne, den Augen des Firmaments, dem Monde und den ihre Heimath suchenden und verlassenden Thieren" spricht!

Wie sehr das Naturgefühl dieser Periode verflacht geworden, wie sehr es von dem ruhigen, epischen abweicht, möchte ich nur noch durch das Naishada-charita von Çriharsha, eines der größten Gedichte, welche die Geschichte des Nalus und der Damayanti behandeln, kurz als letztes Beispiel bestätigen. In 22 Gesängen, deren Verse den epischen Çloka an Ausdehnung bei weitem übertreffen, hat der Dichter die Geschichte, den Stoff der schon längst durch Bopp bekannt gewordenen, schönen Episode des Mahabharata zu behandeln und zwar in der Weise, dass er z. B. den zwei Versen (Nalus ed. Bopp. v. 10. 11) welche Nalus schildern, wie er von Liebe überwältigt in den Lusthain geht und einen Hausvogel fängt – drei und fünfzig gegenüberstellt, welche die Beschreibung jeder einzelnen Blume, jedes Baumes, der Schlingpflanzen, der Früchte, des Blumenstaubes, der Vögel, der Bienen und s. w. enthalten!

h) (Bhattikavya Naishada-charita. Calc. I. v. 77–129.)

Die Liebe, und besonders die unglückliche, ist das mächtige Element, welches dem verflachten Naturgefühl besondere Nahrung gibt. Sie steigert es hier zu einer Höhe, welche die Dichtung weniger Völker erreicht hat, und verleiht der Beschreibung nicht selten diejenige Schönheit des Ausdrucks, welche das Verdienst dieser Periode bleibt.

Kalidasa, der gefeierte Dichter der Çakuntala, ist Meister in der Darstellung des Einflusses, den die Natur auf das Gemüth der Liebenden übt. Das Naturgefühl, das seine Dichtungen athmen, überwältigt zwar die Handlung der Fabel, aber es entschädigt durch seine Innigkeit vollkommen, wenn es z. B. in dem Drama Vikrama und Urvaçi

note 4 (Vikramorvaçi Calc. 1830. p. 71. ff. Uebersetzung in Wilson's Select Specimens of the Theatre of the Hindus Calc. 1827. vol. II. p. 63. ff.)

eine Waldscene geschaffen, die zu den schönsten dichterischen Erzeugnissen gehört, welche je eine Zeit hervorgebracht hat. Der König Pururavas irrt, vom Gram über den Verlust seiner geliebten Nymphe Urvaçi getrieben, im Walde herum, wo er sie zu entdecken hofft. Die üppige Natur der Gegend vermehrt seinen Schmerz, Thiere und Pflanzen fordern seine Sehnsucht heraus. Löwen, Elephanten, Pfauen, Kokilas, Chakravakas und Hansas – alle fragt er um Kunde nach seiner Geliebten, denn alle, scheinen sie ihm ihre Weibchen bemüht und seinen Schmerz zu theilen. Die gegen die Sonnengluth sonst so mächtigen schützenden Wolken scheinen ihm Feinde zu sein, die die schönen Regenbogen gegen ihn spannen und die duftenden Kräuter als Pfeile auf ihn schleudern, während der leuchtende Blitz die Geliebte ist, die sie ihm entführen. – Die ganze Pracht der Natur reflektirt sich im Gemüthe des Dichters, und die Ausdehnung der Schilderung verleiht den Charakter der stets verwundenden Absichtlichkeit.

In der Beschreibung der Jahreszeiten, besonders der Regenzeit und des Frühlings (Ritusanhâra ed. Bohlen 1840. p. 11–18 und p. 37–45. Uebersetzung v. Bohlen p. 80–88 und p. 107–114.) und in dem Wolkenboten (Bote von demselben Dichter) ist der Einfluß der Natur auf das Gemüth der Liebenden ebenfalls Hauptgegenstand. Im Wolkenboten (Meghadûta herausgegeben und übersetzt von Wilson, auch ed. Gildemeister) muß ein von dem Kailasaberge verbannter Diener des Kuvera, des Gottes des Reichthums, ein Jahr lang fern von seiner Gattin auf dem Berge Ramagiri, im Süden, leben. Die Sehnsucht nach ihr veranlaßt ihn, eine vorüberziehende Wolke zu bitten, daß sie seiner Gattin Nachricht von seinem Schmerze bringe. Er bezeichnet ihr den Weg, den sie zu nehmen habe, und stellt ihr die Natur dieser Gegenden vor, wie sie unter den Einflüssen der Liebe erscheinen.

Unter den vielen Schätzen, welche die indische Poesie dieser Periode aus der Tiefe des Naturgefühls zu Tage gefördert, verdient der Gitagovinda von Jayadeva eine noch namentliche Erwähnung (ed. Lassen. Text und lateinische Uebersetzung). Die meisterhafte, rhythmische Uebersetzung, welche Rückert von dieser lyrisch-dramatischen Dichtung, einer der schönsten und zugleich schwierigsten der indischen Literatur, im „ersten Bande der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes p. 129–173" gegeben, verdient um der Treue willen, mit welcher sie den Geist des Originals und die innige Naturauffassung wiedergiebt, allgemeinere Bekanntschaft. Die Schilderung des Einflusses, welchen die Natur auf die getrennten Liebenden, den göttlichen Krishna und Rådhâ übt,

ist die Seele des Gedichtes, das von neuem Aufschluss giebt, wie sehr das Naturgesetz alle Wendungen des geistigen Lebens in Indien in den Hintergrund stellen konnte.

Auf der Höhe, welche das Naturgesetz in dieser dritten Sphäre erreicht hat, wird es sich aber auch nur äusserlich dem Einflusse, welchen die Berührung mit andern Völkern erzeugte, konnte das Bilden [illegible] die subjective Befriedigungslust entworfen, indischen Geistes nicht Widerstand leisten. Aber selbst Indiens muss sich zuerst aber in der Entfremdung des Naturgesetzes bekunden und von ihm geben die Abhandlungen über die Poetik, welche mit dem dreizehnten Jahrhundert entstehen, schon deutliches Zeugniss. Die Rhetoriker geben die Regeln, nach welchen der Dichter schaffen müsse; sie machen den Eindruck einer Vorschrift, welche der Arzt zur Genesung des Kranken erhält oder geben vielmehr die Gewissheit, dass er den Tod zu bekämpfen sich vergeblich bemühe. Eine der ältesten Poetiken, Kavyaprakaça, welche Mammatâchârya im dreizehnten Jahrhundert verfasst haben soll, lehrt (ed. Calc. p. 24. [illegible] und p. 64. l. 14), welche Gedichte es gebe, wie sie entstehen „müssten", welche Anstrengung ihnen ein Gedicht zu geben sei und welche Anwendung; und eine andere Lehrbuch das Sâhityadarpana von Viçvanâtha, der sich den Dichterfürsten nennt und jünger als Mammata ist, verordnet, dass der Dichter um Liebe zu erzeugen „den Mond, Sandelbäume, Bienengesummen und „Ähnliches" zu Hülfe nehmen müsse. (ed. Calc. p. 36. und p. 64.)

Beim Lesen solcher Werke lässt, wie ich glaube, die Rückerinnerung an die

16

Zeit der schönen Lyra, an Bhartrihari, Kalidasa und Jayadeva sagen, daß ein altes Indien nicht mehr existire.

Am Schlusse dieser Zeilen, welche ich nur im Vertrauen auf die Milde und Nachsicht des Urtheils Eurer Excellenz zu schreiben wagte, fühle ich noch die Pflicht, mich besonders entschuldigen zu müssen, daß ich Ihren gütigen Auftrag so säumend erfülle. Der Grund meines Zögerns liegt in den vergeblichen Versuchen, die ich, meiner Bücher hier entbehrend, machte, in Abwesenheit des Herrn Prof. Bopp die zu den Citaten nothwendigen zu leihen und in der Nothwendigkeit, die ich zuletzt ersahe, in den Arbeitsstunden der Bibliothek, wo ich allmälig das Gewünschte erhielt, die Notizen zu sammeln.

Indem ich Eure Excellenz ergebenst ersuche mir deshalb geneigtest zu verzeihen, habe ich die Ehre mit der ausgezeichnetsten Hochachtung und in tiefster Ehrfurcht zu verbleiben

Eurer Excellenz

ganz gehorsamst ergebener

Th Goldstücker

Berlin den 20 September 1845.